

## Wie steht es um das Bild der großen Wohnsiedlungen in der Öffentlichkeit?

Wolfgang Kil, Berlin  
Freier Publizist



## WANDEL DER BILDER

Im Winter 2011 wurde am Zeitgeschichtlichen Forum Leipzig eine bemerkenswerte Ausstellung vorbereitet. Der [Fotograf Harald Kirschner](#) war 1980 mit seiner Familie in ein gerade erst fertiggestelltes Hochhaus der Großsiedlung Grünau in Leipzig gezogen und begann sofort, die Eingewöhnungsphase seiner vielen neuen Nachbarn mit der Kamera zu beobachten. Zwar standen die Häuser einzugsbereit, doch statt ordentlicher Straßen und Gehwege gab es Schlammputzen und Bauschutthügel. So manche Schule und fast alle Kaufhallen waren noch im Bau, an Mietergärten oder sonstige Freiflächen wagte man kaum zu denken. Die Leute bissen die Zähne zusammen und begannen, das Baustellenchaos allmählich aus eigener Kraft zu zivilisieren. Kirschners Fotos zeigen diesen Prozess praktischer Aneignung neuer Lebensräume in vielerlei Facetten, sie machen uns zu Zeugen einer „Neulandbesiedlung“ mit durchaus enthusiastischen Zügen.

Die Direktion des Zeitgeschichtlichen Forums, mit Grünauer Realitäten offenbar nur vom Hörensagen vertraut, verpasste der Ausstellung einen Titel, wie er irreführender nicht sein konnte: „Traum und Tristesse – Vom Leben in der Platte“. Damit hatte sie den Geist der gezeigten Bilder zwar gründlich verfehlt, aber ein hartnäckiges Klischee bedient: Das Leben in den großen Siedlungen des sozialen Wohnungsbaus konnte nur „trist“ sein.

Zur Entlastung der Direktion darf unterstellt werden, dass ihr jene Vokabel auch in Bezug auf Stadtrandsiedlungen beliebiger westdeutscher Großstädte eingefallen wäre. Diese Abneigung kennt keine Grenzen. Aber sie kennt Konjunkturen. Was hier am Fall der Leipziger Ausstellung sichtbar wird, war nicht immer die vorherrschende Meinung. Diskussionen darüber, wie eine Gesellschaft ihre Behausungsprobleme zu lösen versucht, folgten zu anderen Zeiten ganz anderen Zielen und Idealen.

Wie die Erfahrung zeigt, pflegt jede Generation die Ideen und Taten ihrer Vorgänger erst einmal zu geißeln, und in aller Regel schießt sie dabei weit übers Ziel hinaus, indem sie das eben noch gepriesene Modell der Alten zum Feindbild schlechthin stilisiert. Drei prominente Wortmeldungen mögen verdeutlichen, mit welcher Entschiedenheit, ja Radikalität mal für das eine, mal für das andere Wohnmodell gefochten wurde.





## WORTMELDUNG 1

Als wahrlich nicht erste, aber wohl programmatisch folgenreichste Abrechnung mit der Mietskasernenstadt der Gründerzeit veröffentlichte [Werner Hegemann](#) 1930 seine Streitschrift [Das steinerne Berlin](#). In Verlauf der 1920er Jahre, da eine zumeist sozialdemokratisch orientierte Wohnreform-Bewegung nicht nur in deutschen Städten mit immer neuen Siedlungsprojekten Erfolge feierte, war „die Mietskaserne“ zum Gefäß und schließlich zur Metapher einer Lebensweise geworden, die schon seit dem späten 19. Jahrhunderts aus hygienischer, aber auch sozialer Sicht als unzumutbar kritisiert wurde (man denke nur an Heinrich Zilles bitter sarkastische Hinterhofszenen). Hegemanns Schrift hatte unter das historische Kapitel einen späten, dafür unmissverständlichen Schlusstrich gezogen. Von nun an war die Stadt der engen Gassen und schmalbrüstigen Parzellen in einem Maß verrufen, dass nur wenige Jahre später viele Planer in den Trümmerwüsten des zweiten Weltkriegs vor allem freigelegte Baufelder erblickten, auf denen die Forderungen nach „Licht, Luft, Sonne“ endlich ungehindert einzulösen waren.

## WORTMELDUNG 2

Mitten im weltweiten Siegeszug der Moderne, die mit ihren rationalen und oft kargen Formen das Gesicht von immer mehr Städten bereits deutlich überformt hatte, erschien 1964 in einer kleinen Westberliner Verlagsbuchhandlung [Die gemordete Stadt – Ein Abgesang auf Putte und Straße, Platz und Baum](#). An die nachhaltige Wirkung dieser reich bebilderten Beispielsammlung konnte der Autor [Wolf-Jobst Siedler](#) anfangs wohl selber kaum glauben, meinte er sich im Vorwort noch wegen seiner „ironischen Zuneigung zum Gestern“ und seinem „reaktionären Frohmut“ entschuldigen zu müssen. Doch mit seinen polemischen Lobgesängen auf Idylle und Behaglichkeit zwischen Gaslaternen, Schmiedeeisen und Fassadenstück schien er den Geist seiner Zeit exakt getroffen zu haben. Die Schrift wurde zum Fanal, die wirklich einen „Abgesang“ einläutete – allerdings nicht auf „Putte, Platz und Baum“, sondern auf die nunmehr als „gesichtslos“ und „anonym“ gescholtenen Wohnsiedlungen der





.....Großsiedlung Leipzig Grünau.....Die Erstbezieher 1980 .....





Nachkriegszeit, auf den „Bauwirtschaftsfunktionalismus“, auf „familienfeindliches Abstandsgrün“, die „Seelenlosigkeit des Betons“.

Von 1930 bis 1964, also dreieinhalb Jahrzehnte lang hatte unangefochten ein breiter gesellschaftlicher Konsens über die Alternativlosigkeit der Moderne gegolten. Dann schlug das Pendel zurück. Siedlers Streitschrift hatte die Diskurslinien abgesteckt. Seiner rein ästhetischen Aversion gegen die abstrakte Rationalität zeitgenössischen Bauens schlossen sich zuerst kritische Soziologen mit sozial (und psychologisch) bedenkenswerten Analysen an, bald zogen einflussreiche Medien mit Lust an schriller Zuspitzung nach. Aus besorgter Kritik an erkennbaren Fehlentwicklungen wurde die pauschale Zurückweisung des kompletten Modells.

Im Europäischen Denkmalschutzjahr 1975 wurden die neuen Leitbilder erstmals öffentlich gefeiert, es waren die – bis gestern noch verdammten – alten. War unlängst noch der Stuck von abertausenden Fassaden abgeschlagen worden, so kam er jetzt, liebevoll rekonstruiert, bei sehr vielen wieder dran: „Eine Zukunft für unsere Vergangenheit“.

### WORTMELDUNG 3

Soll man es Zufall nennen? Um die Jahrtausendwende, und also wieder dreieinhalb Jahrzehnte nach Siedlers „Gemordeter Stadt“, beobachtete der taz-Journalist [Uwe Rada](#) eine neuerliche Gegenbewegung. In seinem Buch [Berliner Barbaren](#) taufte er sie „Generation Alex“, jene aufbegehrenden Kinder, die plötzlich bereit waren, sich von den zahlreichen Zeugnissen des modernen Bauens nicht abschrecken, sondern erneut faszinieren zu lassen: „So, wie die genormte Lebenswelt der sechziger Jahre eine Protestgeneration hervorgebracht hat, die leerstehende Häuser besetzte und damit begann, die kulturell entwertete Stadt des 19. Jahrhunderts für sich neu zu entdecken, beansprucht nun eine neue Generation die Räume der Moderne. Auch sie [...] kämpft gegen eine scheinbar übermächtige Lobby aus Architekten, Planern und Feuilletonisten. Nur, dass diese Architekten, Planer und Feuilletonisten genau jene sind, die damals gegen den herrschenden Konsens angetreten waren, um nun in den Chefsesseln die ‚schöne heile Welt‘ der Stadt des 19. Jahrhunderts zu predigen.“





Steht also der nächste Pendelschlag bevor? Sucht der Zeitgeist wieder mal Tapetenwechsel – weg vom Stuckornament, hin zur kahlen Sichtbetonwand? Hat das Leipziger Ausstellungshaus mit seiner Titelwahl zu den Grünau-Fotos einfach nur den aktuellen Trendwechsel ästhetischer Wertschätzung verpasst?

**ÄSTHETIK – FLÜCHTIGES FÄHNLEIN IM WINDE?** Das Problem, so dürfte deutlich geworden sein, steckt zum einen ganz sicher in dem Wörtchen ästhetisch. Denn unter allen Kriterien, derer sich Menschen bei ihrer Weltbetrachtung bedienen, zählt die Ästhetik zu den flüchtigsten Fähnlein im Winde, weshalb schon der bedeutende Architekt **Adolf Loos** bei der Beurteilung von Städten vor einer Überbewertung des schönen Augenscheins warnte:

*„Änderungen des alten Stadtbildes dürfen nur aus praktischen Gründen, niemals aber aus ästhetischen Gründen erfolgen. Ästhetische Gründe unterliegen der Wandlung, und da wir bisher immer unrecht gehabt haben, werden wir in alle Zukunft unrecht haben.“*

Doch tritt im endlosen Meinungskampf um das „richtige Leben in der Stadt“ wohl noch ein anderer Konflikt zutage. **GROSSIEDLUNGEN** werden von ihren Bewohnern, und aus naheliegenden Gründen auch von ihren Betreibern, zumeist anders gesehen und bewertet, als von den Wortführern einer – in aller Regel ortsunkundigen – Meinungsöffentlichkeit. Letztere lässt sich stets gern von Leitbildern lenken, die der jeweilige Zeitgeist diktiert. Und da haben wir es derzeit noch unverkennbar mit Siedlers „Zuneigung zum Gestern“ zu tun, wenn nicht gar mit seinem „reaktionären Frohmut“, der das entspannte Treiben der Besserverdienenden zum Normal-, wenn nicht Idealfall einer urbanen Existenz erklärt. Im Vergleich dazu wirkt ein Dasein in den Randlagen natürlich viel weniger attraktiv.

Diese Sicht des Flaneurs konnte sich seit langem verfestigen, da vielen Verantwortlichen des städtischen Planungsgeschehens heutzutage die **BETROFFENEN-PERSPEKTIVE** fehlt. Im Blick auf das Phänomen Großsiedlung bleiben sie in der Rolle gelegentlicher Besucher, die im günstigsten Fall eine empathische Neugier treibt.



Wenigstens **PLANER UND ARCHITEKTEN** sollten sich also gelegentlich selbstkritisch fragen, in wieweit ihre eigenen Lebensstilpräferenzen zum Maßstab ihrer planerischen Urteile oder Zielsetzungen werden. Davon hängt nämlich oft ganz wesentlich ab, welche Orte und Milieus als bewahrens- oder verteidigungswert bzw. als veränderungsbedürftig eingestuft werden. Wer die Welt nur mit den Augen des flanierenden Kulturbürgers sieht und urbanes Leben auf Sightseeing, Kaffeehausbesuche und Konsumgenuss reduziert, wird in weniger mondänen Stadtvierteln, etwa Arbeitervierteln oder Stadtrandsiedlungen kaum positive Ansätze für gestaltendes Handeln finden.

Umso stärker sind alle **AKTEURE** zu ermutigen und zu stärken, die gegen solch flüchtigen Augenschein die Innensicht der Bewohner eines jeweiligen Quartiers formulieren und verteidigen. Damit sind Nachbarschaftsinitiativen genauso wie Wohnungsverwalter oder Quartiersmanager gemeint, und auch einsichtige Architekten, die sich für den Erhalt und die Ertüchtigung der so oft übel beleumdeten Siedlungsbestände engagieren. Hin und wieder ist unter letzteren ein Bekenntnis zu der These **Ernst Blochs** zu hören, Architektur sei und bleibe „ein Produktionsversuch menschlicher Heimat.“ Doch dass dieser Prozess nicht mit der Schlüsselübergabe eines fertiggestellten Hauses endet, im Gegenteil: dass er danach vielleicht erst in seine entscheidende Phase eintritt, haben diese engagierten Akteure begriffen. Sie können glaubhaft bezeugen, wie Blochs „Heimat“ letztlich nur herzustellen ist: als sozialer Prozess! Natürlich sollen Großsiedlungen als starke stadträumliche Formen mit möglichst einprägsamen Architekturen wahrgenommen werden, aber beinahe noch wichtiger scheint ihre Wahrnehmung und Behandlung als Entfaltungsrahmen für einen vielleicht eigensinnigen, auf alle Fälle vitalen Alltag ihrer Bewohner.

#### HISTORISCHE NORMALISIERUNG DER PLANWELTEN DER MODERNE

Und sobald unsere Aufmerksamkeit weg von den Bildern, vielmehr hin zu den Prozessen gelenkt wird, kommt etwas ins Spiel, was bei der Beurteilung von Großsiedlungen sonst allzu oft ausgeblendet wird: ihre eigene Geschichtlichkeit. Und damit sind wir





bei der eigentlichen kulturellen Herausforderung unserer Tage angelangt: Es geht um die historische Normalisierung der Planwelten der Moderne. Wie wachsen die erst einmal künstlich wirkenden Gebilde allmählich in das Gewebe einer Stadt mit ihren vielen Zeitschichten hinein?

*„Städte, die nicht langsam über Jahrhunderte entstanden, eignen sich kaum zum Leben. Sich eine Stadt ausdenken zu wollen ist wie der Versuch, ein künstliches Lebewesen zu erfinden.“*

So oft dieser Zweifel auch zu hören ist, greift er als Kritik doch zu kurz. Denn er unterstellt die starre Unabänderlichkeit des Ausgangsplans. Dagegen gilt: **DIE FEUERPROBE FÜR JEDES STADTMILIEU**, auch für das am Reissbrett entworfene, ist der Alltag der Bewohner. Indem dieser sich ändert, beginnt er auf eine spannende Weise, früher oder später das Bild jeder Neubaulandschaft zu verändern.

Man braucht nur ein wenig Geduld, denn damit lebendige Vielfalt und anregende Komplexität entstehen können, muss Zeit vergehen. Da geht es der Moderne nicht anders als allen Epochen davor: Wie lange hat es gedauert, bis aus dem Mietskasernenblock, diesem urbanistischen Schreckbild, das nostalgisch idealisierte Stadtmodell unserer Tage werden konnte. Und was dabei immer vergessen wird: Auch die Gründerzeitviertel wurden einst als künstliche Gebilde auf kahle Felder gesetzt, waren also ursprünglich „Planstädte“.

**Wilmerdorf** etwa, dieser heute als Idealbild bürgerlicher Urbanität präsentierte Berliner Stadtteil, war zwischen 1888 und 1905 eine riesige Großbaustelle am fernen Horizont der südwestlichen Berliner Peripherie, wo innerhalb von fünfzehn Jahren Wohnraum für 145.000 Menschen aus dem märkischen Sand gestampft wurde – das sind annähernd die gleichen Daten und Umstände wie hundert Jahre später für den nun östlich gelegenen Plattenbaubezirk Marzahn.

Der hier mehrfach hinterfragte Meinungswandel hatte allerdings eine entscheidende Voraussetzung: Anpassung, Umbau! Man kann die alten Häuser heute überhaupt nur lieben, weil sie nicht mehr so sind, wie sie zu Beginn einmal waren.





..... Wandel der Bilder in der Großsiedlung Leipzig-Grünau..... 1980 und 2012.....





*„Man sollte ruhig davon ausgehen, dass auch Plattenbauten irgendwann Altbauten sind, die man entsprechend behandeln darf, ja behandeln sollte.“*

Diese Ermutung stammt von [Frank Zimmermann](#), jenem Cottbuser Architekten, der nicht nur Typengrundrissen des sozialen Wohnungsbaus durch verschiebbare Glaswände zu komfortablen Wohnqualitäten verhalf, sondern dem es auch als erstem gelang, ein Punkthochhaus fachgerecht zu zerlegen und aus den so gewonnenen Einzelteilen sechs „Stadhäuser“ neu zusammen zu montieren. Denn Beton, so Zimmermanns feste Überzeugung, muss kein Baustoff für die Ewigkeit sein.

Selbst Plattenbauten sind flexibel und lassen sich bei Bedarf an veränderte Grundrisswünsche anpassen. Längst gehört die Verlegung vormals „blinder“ Küchen und Bäder ans Tageslicht zum Repertoire jeder halbwegs ambitionierten Modernisierung. Ob Maisonettes oder Penthäuser mit Dachterrassen das Wohnungsspektrum erweitern, hängt allenfalls von entsprechend zahlungskräftiger Nachfrage ab; bautechnisch sind solche Umwandlungen inzwischen Routine. Auch fehlt es kaum mehr an Architekten, die sich mit dem „Weiterbau“ auskennen; lediglich fehlt vielerorts Eigentümern der Mut, sich auf solch werterhaltende oder gar wertsteigernde Investition einzulassen. Aufzug, Concierge, Sozialstation für altengerechtes Wohnen – der Phantasie für zukunftsgerechte Nutzungskonzepte sind eigentlich keine Grenzen gesetzt.





## HERAUSFORDERUNG VON LE HAVRE BIS WLADIWOSTOK

Wenn aber die in Beton errichteten Sozialbausiedlungen sich genauso freizügig umgestalten lassen wie die kolossalen Ziegelgebirge der Gründerzeit, sollte einem neuerlichen kulturellen Wertewandel nichts mehr im Wege stehen. Die Normalisierung der Planwelten der Moderne – des industriellen Häuser- wie auch des funktionalistischen Städtebaus – ist die nächste uns ins Haus stehende kulturelle Herausforderung, und zwar von Le Havre bis Wladiwostok. Wer meint, sich des ungeliebten Phänomens durch einfaches „Wegsprengen“ entledigen zu können, hat die tatsächlichen, schlicht materiellen Ausmaße an gebauter „Moderne“ vermutlich verdrängt. Damit geht jedoch der Blick für die globale Dimension des Problems verloren.

Die globale Dimension ist die ökologische: Auch die Bausubstanz der Moderne ist Ressource! Das wirft man nicht weg. Das baut man um, und dann nimmt man es mit in die Zukunft.

Die Fotos zu diesem Beitrag wurden von Harald Kirschner zwischen 1980 und 2012 in Leipzig-Grünau aufgenommen.

